

Wie weit ist es nach Daler, Frau Göhring?

Christian Seeger im Gespräch mit Uta Göhring-Zumpe



Wie weit ist es nach Daler, Frau Göhring?

Daler ist ein kleines Dorf in Dänemark zwischen Tondern und der Nordsee, nahe der Grenze nach Deutschland. Von Berlin bis nach Daler sind es ungefähr 500 km. Wenn ich vierzig Jahre zurückdenke, als ich in Nieblum lebte, war Daler sehr weit für mich. Eine kleine „Weltreise“, und heute liegt es für mich sozusagen „um die Ecke“.

In Daler wohnte der Maler Morten Ravn Martinsen. Wie wurde er Ihr Lehrer?

Meine Mutter kannte Morten Ravn. Ich weiß den Zeitpunkt nicht mehr genau, es war vielleicht 1958, als er mir im Passat-Café, dem Café meiner Eltern, vorgestellt wurde. Ich habe es gewagt, ihn zu fragen, ob ich ihm meine Bilder zeigen könne. Ich hatte große Bedenken. Und ich habe es dennoch heimlich, zögerlich und zitternd getan; denn ich war damals sehr schüchtern und voller Zweifel. Sie müssen sich meine damalige Situation vorstellen, mein Wunsch, Malerin werden zu wollen, paßte so gar nicht zu den Erwartungen und Vorstellungen meiner Eltern. Als Ravn Martinsen mich ermutigte, weiter zu malen, war ich überglücklich. Von Morten Ravn erhielt ich meinen ersten intensiven Unterricht. Nach dem Abitur hatte ich mich ergebnislos in verschiedenen Berufen, die den Vorstellungen meiner Eltern entsprachen, versucht. Mir wurde jedoch sehr schnell klar, daß ich nichts anderes als Malerin werden wollte. Und ich ging nach London. Um Geld zu verdienen, kam ich nach Deutschland zurück und lernte meinen Mann Rainer Göhring kennen. Wir heirateten 1967 und zogen zusammen nach Berlin, wo er an der Technischen Universität arbeitete.

Was haben Sie aus dieser Zeit mitgenommen, was lebt bis heute noch fort?

Morten Ravn bestärkte mich, den naiven Zugang zum Bild genauso zu respektieren wie den intellektuellen, das war 1968 ein Affront gegen den politischen Anspruch in der Kunst. Morten lebte mit einer anderen Wachheit, als ich sie bis dahin kannte. Literatur, Politik, Technik, Umweltfragen, alles interessierte ihn. Er lebte sehr bescheiden, damit er sich der Malerei widmen konnte. Durch ihn erfuhr ich, daß Malerei disziplinierte, tägliche Arbeit ist und daß die Muse, wenn sie einen küßt, nur bei der Arbeit küßt. Außerdem fand ich mich in meiner kritischen Haltung gegenüber tagesaktuellen Moden bestärkt. Meine Motive sind die gleichen wie früher, nämlich die Dinge, die in meinem Leben eine Rolle spielen und für mich wichtig sind. Das mag vielleicht ein naiver Zugang sein, der Intellekt bestimmt dann allerdings das weitere. Wer weiß, was noch alles auf mich zukommt.

Sie studierten an der Hochschule der Künste in Berlin und an der City & Guilds of London Art School. Was war anders in London, wer prägte Sie?

In London wurde ich hauptsächlich im Zeichnen und in der Technik des Kaltnadelstiches ausgebildet. Professor Henry Wilkinson, der Dürer über alles liebte, war eine Kapazität und sehr genau. Die Zeichnung mußte von ihm akzeptiert werden, nur dann gab es die Kupferplatte, und dann wurde vor dem Spiegel die Zeichnung übertragen. Verglichen mit Berlin war der Unterricht etwas „schulisch“. Doch ich hielt durch und danke ihm noch heute für das Arbeitenkönnen in dem großen Saal mit 18 Studenten. An der Hochschule in Berlin möchte ich Prof. Bruno Merbitz und Prof. Dr. Robert Kudielka hervorheben. Bei Merbitz erhielt ich die Anleitung im Bauen der Farbflächen als Geflecht, daß man die Figur im Raum sehen, die Spannungslinien eines Körpers beachten muß etc. etc. Ihm war außerdem der bewußt gesetzte Pinselstrich wichtig, eine Art Kultur des Farbauftrags.

Der Einfluß von Kudielka ist von anderer Art. Ich wurde überredet, seine Vorlesungen zu besuchen. Kudielka lehrte an der Hochschule der Künste das Fach „Ästhetik und Theorie der Künste“. Kudielka ist für mich derjenige, der meine geistige Haltung zur Kunst im allgemeinen und zur Malerei im besonderen am nachhaltigsten bestimmt hat, und er tut es immer noch. Seine Vorlesungen und Kolloquien sind bis heute fester Bestandteil meiner täglichen Arbeit, einschließlich der „Hausarbeiten“. Es ist fesselnd, wie er die vielfältigen Bezüge zwischen der bildenden Kunst und der Philosophie offenlegt und anschaulich macht, den Blick auf die Dinge erweitert. Diese Aufklärung, in Abstraktionen und immer neuen Beziehungen zu denken, formt mein Bewußtsein und meine künstlerische Position.

Sie malen figürlich. Wie wählen Sie Ihre Motive aus?

Es sind die Situationen, die mich interessieren. Bei Landschaften sind es bestimmte Eindrücke, die ich in Skizzen festhalte. Stilleben arrangiere ich. Menschen reizen mich in ihrer Persönlichkeit, ihren Posen, ihrem individuellen Ausdruck.

Ihre Bilder bestechen durch ihre Farbigkeit. Worin liegt das Geheimnis, daß sich die Vielfalt der Farben zu einem großen Klang fügt und eine stimmige Einheit bildet?

Mit Verstand läßt sich das nicht erklären. Die Vielfalt der Farbe ist sicherlich Überwiegend Intuition, aber der Verstand bestimmt den Umgang mit ihr. Wenn ich male, mache ich auf dem Malgrund keine Vorzeichnung, die dann koloriert wird. Ich baue die Farben auf der Bildfläche und sehe den Gegenstand oder das Modell, vor dem ich arbeite, nicht als Einzelnes, sondern immer in seinem Bezug auf die Umgebung. Dazu gehört auch der Kontrast, Widerspruch und Konsens sind für mich eine Einheit. Eine Kollegin, mit der ich des öfteren zusammenarbeitete, bemerkte einmal, daß ich wie eine Löwin mit dem Bild kämpfe. An dem Eindruck ist etwas Wahres. man muß ständig Entscheidungen treffen. Außerdem muß man entscheiden, wann das Bild „fertig“ ist. Es gibt immer einen Zeitpunkt, an dem ich mich zurücknehmen muß und das Produkt in seiner Eigenart zu akzeptieren habe. Ob alles schön und gut ist, was ich mache, weiß ich nicht. Darum geht es auch gar nicht. Im besten Fall spricht das Bild den Betrachter immer wieder von neuem an.

Arbeiten Sie mit Modellen?

Ich male Überwiegend vor dem Modell. Sehen lernen, malen in dem Bewußtsein, daß ich ein Bild mache und nicht die Natur, sondern nur ihren Eindruck auf mich abbilden kann. Das Bild gibt ein eigenes Zeichen von der Natur, die Natur kann nicht kopiert werden. Das Zeichnen und Skizzieren dient der Übung als ein Ausdruck meines Denkens, es führt zum Finden neuer Bildkonstruktionen, neuer Spannungslinien und Proportionen. Vor dem Modell entwickelt sich dann meistens alles ganz anders, als man es sich vorstellen kann. Jede gebaute Farbfläche entfaltet ihre eigene Dynamik.

Sie wirken sehr lebhaft, sogar vorlaut. Und dann diese andere Seite, diese versammelte Ruhe, die von den Bildern ausgeht. Paßt das zusammen?

Beides ist tatsächlich meine Natur. Vielleicht hat das etwas mit der Art des Arbeitens zu tun, das in der Abgeschlossenheit des Ateliers mit den Dingen stattfindet. Es ist ein Arbeiten in Ruhe und Konzentration. Das Bauen der Farbe beginnt jedesmal von neuem. Mir geht es darum, meine Grenzen zu verschieben. Dabei geht auch manches verloren, was mir lieb und teuer war, was ich für gelungen hielt. Das muß, ob man will oder nicht, meistens wegen der Einheit des Bildes geopfert werden. Wenn ich arbeite, denke ich überhaupt nicht an den Ausdruck des Bildes, der ergibt sich oder auch nicht, und das gilt für alle Sujets, ob es nun eine Frau oder ein Fächer ist.



Mir scheint, daß die Malerei Sie ganz ausfüllt, bleibt da noch Platz für andere Interessen?

Bei der Arbeit im Atelier bin ich meistens allein, doch ich bin gerne in der Gemeinschaft mit anderen Menschen, und ich bin dankbar, in meinem Freundeskreis aufgehoben zu sein. Musik und Tanz spielen für mich eine große Rolle. Der Tanz ist mein Hobby, das gemeinsame Trainieren und das ganze „Drum und Dran“ bedeuten mir viel.

Sie sind Berlinerin geworden und doch Föhlerin geblieben?

Von ganzem Herzen. Nachdem ich zehn Jahre in Berlin gelebt habe, überredete ich 1977 meinen Mann, in Nieblum ein Haus zu bauen. Föhr bietet mir Geborgenheit. Im Nieblumer „Dörpshus“ hatte ich die Gelegenheit, jährlich meine Bilder zu zeigen. Ich erinnere mich noch gerne an die große Ausstellung, die ich mit dem 80-jährigen Maler Gustav Mennicke hatte. 1987 stellte ich dann erstmals im Rohbau im Josiaskoog aus. Daraus hat sich die jährliche Sommerausstellung mit der Eröffnungsfeier im Juli entwickelt. Inzwischen hat sie größere Ausmaße angenommen, und es ist für mich ein großes Erlebnis, mit Föhrlingern und Gästen einmal im Jahr gemeinsam ein paar Stunden zu verbringen, und sei das persönliche Gespräch auch oft nur kurz. Ich freue mich auch darüber, daß viele Sommergäste ihre Reise so einrichten, daß sie an meiner Ausstellungsfeier teilnehmen können. Die Föhrlinger sind ja allgemein wunderbare Gastgeber, dazu möchte ich gerne zählen. Ein jeder, der Lust und Zeit hat, die Ausstellung im Josiaskoog 9 zu besuchen, ist herzlich eingeladen.

Erschienen 1999 im „Sommerjournal“